

Liebe, Gerechtigkeit und militärische Gewalt (2007)

Werner Freistetter



Shelter, Foto: Bundesheer/ Gudrun Geiblinger

Fragt man nach dem Verhältnis von Liebe und Gewalt, dann denken viele Menschen zuerst an die Gewalt in persönlichen Beziehungen, an die manchmal aufsehenerregende, manchmal banale, aber immer tragischen Eskalationen familiärer Gewalt. Dass sich manche Menschen in Situationen enttäuschter, gekränkter oder bedrohter Liebe zur Anwendung mehr oder weniger subtiler Gewalt gedrängt sehen, ist so allgemein bekannt, dass meist übersehen wird, wie wenig wir über diese Prozesse eigentlich wissen: über Gefühle, über die Liebe selbst, über den Zusammenhang ihrer verschiedenen Formen und die mit ihr verbundene Gewalt.

Die folgenden Gedanken werden sich auf einen scheinbar entlegenen und ungewöhnlichen Aspekt dieser Fragestellung beschränken, nämlich auf die Beziehung von Liebe, sozialer Gerechtigkeit und militärischer Gewalt. Sie versuchen einige phänomenal erhobene Dimensionen dieser Beziehung in biblischem und theologischem Kontext zu erörtern und auf aktuelle militäretische Fragestellungen zu verweisen.

1. Liebe als Begehren

Mit diesem Ausdruck ist hier nicht die Dimension des Strebens gemeint, die in jeder Form von Liebe mitgemeint ist, sondern hier geht es um eine bestimmte verengte Form von ‚begehren‘ im Sinn von ‚für sich haben wollen‘, um eine verstümmelte Form der Selbstliebe, die nicht über sich hinauskommt. Diese Liebe geht auf Anderes als Objekt der Befriedigung eigener Bedürfnisse, sei es auf Dinge, Ideen oder auf Menschen. Gerechtigkeit ist für diese Form der Liebe nicht relevant. Sie bevorzugt das jeweilige Objekt seiner Begierde vor allen anderen, ohne sich um Ausgewogenheit und Gerechtigkeit zu kümmern, und sie tendiert dazu, sich über die gerechte Ordnung notfalls auch hinwegzusetzen, um sich das Objekt einzuverleiben.

Liebe als Begehren ist eines der wichtigsten Motive für gewalttätiges Handeln von Menschen, auch für militärisches. Das trifft v. a. zu, wenn man die Gründe für militärische Initiativen primär in der individuellen Motivation (v. a. der Herrscher bzw. der Entscheidungsträger) sieht: So steht der Streit um den Besitz von Frauen am Beginn zahlreicher historischer oder mythologisch-literarischer Kriege: Vgl. z. B. die Auseinandersetzung um Helena vor dem Trojanischen Krieg in der Ilias, der Raub der Sabinerinnen etc. Augustinus sah die Kriege des römischen Staates in der Herrschsucht und Ruhmsucht der Herrscher begründet. Thomas von Aquin forderte in der Lehre vom Gerechten Krieg die Einhaltung des Kriteriums der rechten Gesinnung ein. Natürlich werden auch heute Kriege vielfach aufgrund egoistischer, meist nationaler Interessen geführt (geopolitische, wirtschaftliche, manchmal ideologische Motive, Streben nach Macht). Dabei ist es nicht immer einfach, zwischen nicht legitimen Begierden oder egoistischen Motiven und den legitimen ‚vitalen‘ Bedürfnissen eines Staates oder Volks zu unterscheiden. Manchmal werden die Begierden der Elite als die vitalen Bedürfnisse der Bevölkerung ausgegeben, tatsächlich stehen sie ihnen meist entgegen.

2. Soziale Liebe

Soziale Liebe umfasst Formen der Zuneigung in den verschiedenen sozialen Bindungen, die die Gesellschaft einen und strukturieren. Im Unterschied zur begehrenden Liebe ist sie immer personal und auf Wechselseitigkeit angelegt. Gemeinsames Ziel ist die direkte oder indirekte Förderung des Wohls der sozialen Gemeinschaft. Beispiele sind die Zuneigung, die die Mitglieder einer Familie miteinander verbindet, Freundschaften, auch die wechselseitige Verantwortung und das Zusammengehörigkeitsgefühl sozialer Gruppen (im Militär besonders Kameradschaft, Führungsverantwortung, Vaterlandsliebe recht verstanden als Einsatz für Sicherheit und Freiheit der Bürger eines Staates).

Soziale Liebe ist Ausdruck und Grundlage moralischen sozialen Verhaltens, von Solidarität und Gerechtigkeit: Ohne soziale Liebe ist keine gerechte Ordnung der Gesellschaft möglich. Umgekehrt ist Gerechtigkeit der Maßstab für die organische Integration der Dimensionen der sozialen Liebe in der Gesellschaft. So können Verengungen und isolierte Formen sichtbar gemacht und bekämpft werden: etwa Mikrosolidarität (ausschließliche Sorge um den kleinen Kreis der Familie, einiger Verwandter und Bekannter), Gruppenegoismen oder Nationalismus.

Als zentrale Voraussetzung für die Gerechtigkeit in der Gesellschaft trägt die soziale Liebe auch zur Erhaltung des Friedens bei: Gelingende Solidarität auf den verschiedenen Ebenen sozialer Zugehörigkeit verhindert Gewalt in der Gesellschaft. Hingegen kann eine verengte bzw. verabsolutierte Form sozialer Liebe, die mit ausschließlicher Parteinahme für eine Gruppe, mit Abgrenzung bzw. Ausschluss einer anderen Gruppe verbunden ist, den Boden für gewaltsam ausgetragene Konflikte bereiten.

Im Alten Testament gründet soziale Liebe letztlich in der Liebe Gottes des Schöpfers zu den Menschen als seinen Partnern: So gründet auch die Gemeinschaft des Volkes Israels im Ganzen in der wechselseitigen Liebe Gottes und seines Volkes. Soziale Liebe ist das Herz der gerechten Ordnung in Israel, wie die Tora, das Gesetz Gottes, sie vorzeichnet. Deshalb ist eine Umkehr des Herzens notwendig, wo Recht und Gerechtigkeit mit Füßen getreten werden. Und: Die Liebe erscheint als einziger Weg aus der tief im Herzen des Menschen verankerten Gewalt: Ohne Liebe und Gerechtigkeit kein wahrer, dauerhafter Friede.

Die Nächstenliebe, die zentrale Forderung Jesu im Neuen Testament für den zwischenmenschlichen Bereich, ist eine besonders tiefe und besonders umfassende Form sozialer Liebe: Sie gilt Jesus als Erfüllung des jüdischen Gesetzes und ist somit auf die Ordnung der Gerechtigkeit in der Gemeinschaft hingeordnet (und damit alles andere als eine Privatsache). Sie ist weiters nicht bloß ein Gefühl, sondern in erster Linie Haltung und Tätigkeit, besteht im konkreten Engagement für soziale Gerechtigkeit.

Der mittelalterliche Theologe Thomas von Aquin arbeitet auf recht originelle Weise den Zusammenhang zwischen (sozialer) Liebe, Gerechtigkeit und Frieden heraus, wenn er fragt, ob der Friede genuine Wirkung der Liebe ist. Er bejaht die Frage. Frieden wird von ihm als Einheit des Strebens eines Menschen und dann als Einheit des eigenen Strebens mit dem Streben anderer Menschen bestimmt. Diese Einheit wird direkt von der Liebe bewirkt, die ja von ihrem Begriff her die einigende Kraft in der Gesellschaft ist. Hingegen wird der Friede indirekt durch die Gerechtigkeit bewirkt, die etwaige Hindernisse für den Frieden – Unrecht, Ungerechtigkeiten – aus dem Weg räumt (Summa theologiae II-II q. 29, a. 3 ad 3).

Der enge Zusammenhang von sozialer Liebe, Gerechtigkeit und Gewalt ist auch angesichts aktueller bewaffneter Konflikte deutlich sichtbar: Wirtschaftliche, politische und soziale Ungerechtigkeiten auf staatlicher wie überstaatlicher Ebene sind für die Eskalation militärischer Gewalt in vielen Gebieten der Erde maßgeblich verantwortlich. Das gilt in besonderer Form für den internationalen Terrorismus der letzten Jahrzehnte. Umgekehrt bildet das wiedererwachte Bewusstsein der Geschwisterlichkeit unter den Menschen aller Nationen die unverzichtbare Grundlage für eine gerechte und friedliche internationale Ordnung.

3. Soziale Liebe als Sorge

Eine besondere Form der sozialen Liebe ist die tätige Sorge um jemanden oder eine Gruppe, für die man sich verantwortlich sieht. Auch bei dieser Liebe geht es nicht nur um ein Gefühl, um eine emotionale Bindung an bestimmte Personen, sondern um eine rechtliche oder moralische Verpflichtung, die mit einer existenziellen Haltung verbunden ist. Beispiele für diese Liebe sind die (bzw. eine Dimension der) Liebe der Eltern zu ihren Kindern (und später umgekehrt), des Lehrers für seine Schüler, eines Kommandanten für seine Untergebenen, eines gewählten Amtsträgers für die Bürger etc. Das Verhältnis dieser Form der Liebe zu Gerechtigkeit und militärischer Gewalt ist ambivalent: Einerseits sorgt sich diese Liebe um Gerechtigkeit für die Menschen, für die man Sorge trägt, sie ist sogar in gewissem Sinn nichts anderes als der Vollzug der Gerechtigkeit für diese Menschen, insofern ihnen das gegeben wird, was sie brauchen. Gerechtigkeit heißt ja nicht allen das Gleiche zu geben, sondern jedem das Seine, das ihm zukommt und dessen er bedarf. Andererseits kann es auch sein, dass man aus Sorge um die Anvertrauten die universale Dimension der Gerechtigkeit (d. h. für alle Menschen) aus den Augen verlieren könnte.

Als ernsthafte Sorge für andere Menschen ist sie immer zugleich Sorge um den Frieden für diese Menschen. Allerdings kann gerade diese Sorge auch die Vorbereitung bzw. den Einsatz militärischer Mittel geboten erscheinen lassen. Genau diese Sorge um den Frieden für seine Bürger veranlasst Staaten, bewaffnete Kräfte zu unterhalten und bei der Bedrohung der inneren und äußeren Sicherheit einzusetzen.

Im Alten Testament wird Gottes Verhältnis zu seinem Volk im Grunde als liebende Sorge a) für sein Volk Israel und b) für alle Völker, alle Menschen gefasst.

Diese liebende Sorge bemüht sich stets um Gerechtigkeit, erhebt die unbedingte Forderung nach Gerechtigkeit und Einhaltung des Gesetzes, das nichts anderes ist als die ausformulierte Sorge der Israeliten füreinander,

besonders für die Benachteiligten in der Gesellschaft: die Armen, Waisen, Witwen und Fremden. Manchmal scheint Gott Israel zu bevorzugen, er hat es auserwählt „aus den Völkern“, manchmal scheint diese Auserwählung ein großer Nachteil zu sein, Israel wird härter bestraft als die anderen. Dahinter steht ein umfassenderes Konzept von Gerechtigkeit: Gott will Israel nicht bevorzugen, sondern er will, dass alle Völker durch Israels Beispiel zu Gerechtigkeit und zur Verehrung Jahwes geführt werden. Israel wird deshalb für sein Versagen härter bestraft, weil bei Israel durch seine Vorbildrolle viel mehr auf dem Spiel steht.

Der Ambivalenz der liebenden Sorge im Verhältnis zu Frieden und Gewalt spiegelt sich in spezifischer Weise auch in den alttestamentlichen Gottesaussagen. Auf der einen Seite ergreift Jahwe in militärischen Auseinandersetzungen zugunsten Israels Partei, er selbst vernichtet in manchen Texten feindliche Völker, erscheint als der eigentlich entscheidende Kriegsherr. Manchmal richtet sich sein Zorn auch gegen sein eigenes Volk, er droht Israel die Vernichtung an bzw. bestraft die Israeliten mit militärischen Niederlagen, sogar mit dem politischen Untergang für ihre Vergehen. Allerdings spiegeln alle diese Texte die faktische Gewalttätigkeit der israelitischen Gesellschaft. Gottes eigentliches Ziel ist es ja, dass Israel diese Gewalttätigkeit überwindet. Zu diesem Zweck durchbricht Gott immer wieder die Logik der Gewalt durch eine ‚Logik der liebenden Sorge‘ (vgl. etwa Hosea 11): Er sagt Israel Heil zu, ohne eine Gegenleistung zu verlangen. Immer deutlicher kommt dadurch zum Vorschein, wer dieser Gott Jahwe wirklich ist und was er mit Israel wirklich vorhat.

Dass der Einsatz militärischer Gewalt aus ethischer Sicht eine Konsequenz liebender Sorge ist, zeigen die Ausführungen Thomas von Aquins über den Gerechten Krieg. Er behandelt den Krieg in der Summa theologiae nicht zufällig und schon gar nicht irrtümlicherweise im Kapitel über die Liebe (!): Die liebende Sorge für seine Untertanen, genauer: die Sorge um den Frieden und die Wiederherstellung der gerechten Ordnung motiviert den moralisch verantwortungsvollen Herrscher zum Einsatz militärischer Gewalt.

Ähnliches gilt für den Dienst des Soldaten: In dem Dokument der internationalen katholischen Soldatenorganisation Apostolat Militaire International „Der katholische Soldat am Beginn des 3. Jahrtausends“ aus dem Jahr 2000 wird der Soldatendienst als christlicher Liebesdienst verstanden: „Wir als gläubige Soldaten finden in der Lehre Christi und der Kirche die grundlegende Antwort für unser ethisches Verhalten: Das Gebot, Gott und den Nächsten zu lieben, das uns verpflichtet, den Menschen in seiner Würde und in seinen Rechten zu achten und zu schützen. Dieses Gebot in allen Dimensionen zu realisieren, ist auch Aufgabe des Soldaten. Kein Mensch lebt für sich alleine. Dies gilt in der Zeit der Globalisierung auch für Völker, Staaten

und Kontinente.“ Besonders deutlich ist die Verbindung von Einsatz für andere im universalen Sinn und Soldatendienst bei den sog. humanitären Interventionen zum Schutz der Bevölkerung in einem anderen Staat vor schweren Menschenrechtsverletzungen wie Völkermord: Die Sorge um das Leben unschuldiger Menschen auf der ganzen Welt verbietet es, gleichgültig zu bleiben und dem Konflikt aus dem Weg zu gehen.

4. Christliche Liebe als Radikalisierung der sozialen Liebe

Die christliche Liebe stellt eine radikale Form der sozialen Liebe bzw. auch der sozialen Liebe als Sorge dar:

Erstens überschreitet die christliche Liebe jede Gruppenzugehörigkeit und geht sogar so weit, auch und gerade die Feinde zu lieben. Zweitens ist christliche Liebe bedingungslos, sie löst sich von sozialer Wechselseitigkeit, richtet sich auch auf jene, die Unrecht tun, erachtet Verzeihen und Vergeltung als Schlüssel für einen Weg aus der Gewalt und überschreitet die Ordnung des Rechts und der Gerechtigkeit, ohne sie aufzuheben. Grundlage dieser Liebe ist die bedingungslose Liebe Gottes zu allen Menschen.

Diese Liebe ist der eigentlich christliche Beitrag des Christentums zum Frieden auf allen Ebenen menschlichen Zusammenlebens. Christliche Liebe und christliche Hoffnung auf den Frieden gehen über jede Form gewaltbewehrter Ordnung hinaus, d.h. einer Ordnung, die sich auf legitime Formen der Gewalt stützen muss (Staatsgewalt, Rechtssystem mit Sanktionsgewalt). Sie erkennt diese Ordnung als notwendig an, um die Gewalt, die es leider faktisch nach wie vor gibt, einzudämmen. Sie will dieser Ordnung aber nicht das letzte Wort überlassen und setzt sich für deren Überwindung ein (vgl. Die Deutschen Bischöfe, Gerechter Friede, Bonn 2000, 56). Im konkreten Einsatz für den Frieden können Christen entweder gemäß den Weisungen der Bergpredigt den Schwerpunkt auf die Forderung nach Überwindung jeglicher Gewalt (christlicher Pazifismus) legen. Oder sie arbeiten im Rahmen der gewaltbewehrten Ordnung für die Förderung des Friedens und die behutsame Entwicklung von Möglichkeiten, Gewalt und gewalteindämmende Maßnahmen immer überflüssiger werden zu lassen.

Dass Recht und Gerechtigkeit notwendig sind, aber allein nicht ausreichen, um dauerhaften Frieden herzustellen und zu bewahren, zeigt sich am deutlichsten bei der Konfliktnachsorge (Post-Conflict-Problematik). Ohne Verzeihen und Versöhnung, letztlich ohne eine über die wechselseitige Aufrechnung von Recht und Unrecht hinausgehende auch den ehemaligen Gegner einschließende Liebe ist kein dauerhafter gerechter Friede möglich.